

ALBERT EXLER

Das große Wagnis

Schriftenreihe des Seliger-Archivs e.V.

Albert Exler

Das große Wagnis

ALBERT EXLER

Das große Wagnis

Ein Rettungsversuch für die unfreie Heimat

SCHRIFTENREIHE DES SELIGER-ARCHIVS E.V.



Herausgegeben vom Seliger-Archiv e. V. Stuttgart. Satz und Druck: BZ-Druck, Stuttgart, Friedrich-Ebert-Bau.

Albert Exler

Unser Kampf für Freiheit und Recht

Wer sich einer großen Idee verschrieben hat, kann nicht kapitulieren. Er wird, mag auch der Schauplatz sich ändern, seiner Sache treu bleiben und für sie kämpfen.

Typisches Beispiel dafür ist Haltung und Gesinnung der sudetendeutschen Sozialdemokraten. Sie betraten vor hundert Jahren die Bühne der Geschichte — der erste Ortsverein der von Ferdinand LASSALLE ins Leben gerufenen deutschen Sozialdemokratie auf österreichischem Boden wurde im September 1863 in der westböhmisches Stadt Asch gegründet. Sie kämpften in Alt-Österreich gemeinsam mit ihren Gesinnungsfreunden in Wien und den Alpenländern bis zum Zusammenbruch der Doppelmonarchie die große Durchbruchsschlacht im Ringen um soziale Rechte und politische Gleichberechtigung. Ermuntert durch Victor ADLER, gestützt auf die Forschungen von Otto BAUER und Karl RENNER, vor allem aber befeuert vom Willen ihres großen Führers Josef SELIGER, suchten die sudetendeutschen Sozialdemokraten nach einer Lösung des schwierigen Nationalitätenproblems in Österreich. Sie hatten maßgebenden Anteil am Nationalitätenprogramm der österreichischen Sozialdemokratie von 1899 — dem bisher besten der Welt. Sie beteiligten sich 1918 und 1919 führend am Kampfe um das Selbstbestimmungsrecht der Sudetendeutschen und widmeten ihm ihre besten Kräfte. Als dieser Kampf verloren war, stellten sie sich auf den Boden des neuen tschechoslowakischen Staates und rangen in Opposition und Koalition unverdrossen um nationale Gleichberechtigung und sozialen Fortschritt. Eine gerechte Lösung des Nationalitätenproblems konnte leider in der Tschechoslowakei nicht erreicht werden. Der Sieg Hitlers in Deutschland verschob die Fronten und fand die sudetendeutschen Sozialdemokraten im Kampfe gegen den Nationalsozialismus. Verbündet mit den demokratischen Kräften des eigenen Landes und der freien Welt hielten sie stand, selbst als im März 1938 Österreich vor Hitler kapituliert hatte. Sie waren die letzte Kraft des demokratischen Sozialismus in Zentraleuropa, bis der Gewaltvertrag von München diese Partei zur Liquidation auf Heimatboden zwang.

Zahllose Anhänger der sudetendeutschen Sozialdemokratie bezahlten ihre Treue zu den Idealen der Demokratie mit Tod, Knechtschaft und Verfolgung. Allein in das KZ Dachau wurden Ende 1938 über 5000 ihrer Funktionäre eingeliefert. Einem Teil gelang, dank aufopferndem Einsatz der Prager Parteizentrale und internationaler solidarischer Hilfe, die Flucht ins Exil. Es war eine organisierte Emigration, die den „kleinen Mann“, der durch seinen Einsatz Großes leistete, ebenso erfaßte wie die Mehrheit des Vorstandes der Partei.

Die Emigration war als zeitliches Durchgangsstadium gedacht. Mehr als 3000 Menschen konnten gerettet werden. Sie beschlossen, auch unter den harten Bedingungen des Exils den Kampf um Heimat und Freiheit fortzusetzen. Sie kapitulierten weder vor der Diktatur Hitlers noch vor der Unduldsamkeit des tschechischen Nationalismus.

Als die Pläne des Dr. BENESCH und seiner Londoner Exilregierung, die Sudetendeutschen zu vertreiben, bekannt wurden, ergab sich die Pflicht, nicht nur im Ausland mit allen Mitteln dagegen zu kämpfen, sondern auch die Freunde in der Heimat und alle Landsleute von der drohenden Katastrophe zu unterrichten und zur rechtzeitigen Gegenaktion zu mobilisieren. Die Leitung der sudetendeutschen Sozialdemokratie in London unter der Führung ihres Parteivorsitzenden Wenzel JAKSCH und ihr in Skandinavien lebender Zweig, der mir anvertraut war, diskutierte mit den Gesinnungsfreunden über die Lage. Im neutralen und demokratischen Schweden waren uns relativ große Freiheiten der geistig-politischen Arbeit gesichert. Wir korrespondierten mit der geknechteten Heimat. Wir ermittelten, daß unsere Gesinnungsfreunde fest geblieben waren, auf uns vertrauten und auf unsere Stimme hörten. Diese Tatsache ermunterte uns zu ungewöhnlichen Schritten.

Eine vertrauliche Umfrage unter unseren Gesinnungsfreunden in Schweden ergab – im vollen Bewußtsein, daß es dabei um Leben oder Tod ging – eine erstaunlich große Einsatzbereitschaft. Es meldeten sich zahlreiche Freiwillige zum riskanten Weg in die Heimat. Die einen waren bereit zum Fallschirmabsprung, die anderen wollten den Landweg über Dänemark versuchen. Im ersteren Falle war dies nur in Verbindung mit England möglich, im anderen nur in Zusammenarbeit mit der dänischen Widerstandsbewegung.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, all die Schwierigkeiten darzustellen, die bei der Durchführung unserer Aktion überwunden werden mußten. Wir beschränken uns auf die Erwähnung der Fakten. Zwei der opferbereiten Menschen gelang Anfang 1944 der Absprung in die Heimat. Es waren dies der frühere Parteisekretär von Dux,

Otto PICHL †

und der Handschuhmacher

Ernst HOFFMANN †

aus Abertham im Erzgebirge.

Beide konnten Kontakte mit den Freunden in der Heimat anknüpfen. Sie wurden jedoch bald von der Gestapo aufgespürt. Otto Pichl, von seinen Häschern in einer Gaststätte bei Aussig umstellt, beging Selbstmord; Ernst Hoffmann wurde von der Gestapo in Karlsbad zu Tode gequält.

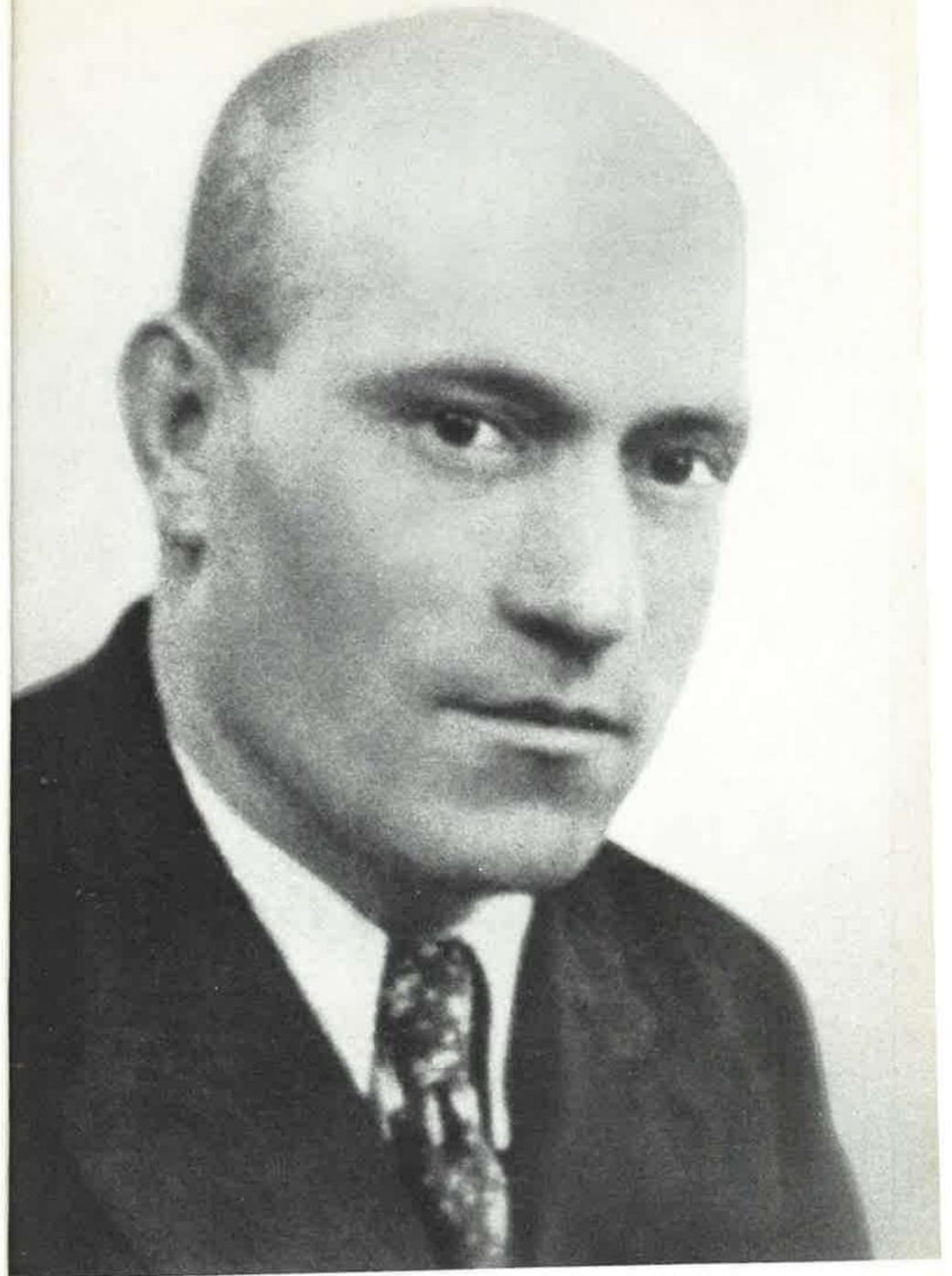
Im März fuhren Artur SCHOBER und Artur OEHM mit Hilfe der dänischen Widerstandsbewegung über den Öresund von Schweden nach Dänemark. Ihr Unternehmen war anscheinend verraten worden; beide wurden verhaftet und erlebten eine qualvolle Zeit in Gestapo- und KZ-Haft. Eine Darstellung ihrer harten Erlebnisse ist zu erwarten. Auf den folgenden Seiten berichtet

Albert EXLER

ehemals Redakteur in Troppau, als erster über seine Tat und seine Erlebnisse. Der Unterzeichnete, der an den Beschlüssen über den Einsatz beteiligt war, bittet um Verständnis für die Schwierigkeiten der Selbstdarstellung eines gewagten Unternehmens. Albert Exler verdient besonderen Dank für seine mit großer Zurückhaltung geschriebene Arbeit. Sein persönlicher Einsatz ist eine historische Leistung hohen Ranges.

Ausdrücklich sei hervorgehoben, daß unsere Sendboten in die Heimat ausschließlich politische Aufträge ihrer Partei hatten. Es ging darum, zu versuchen, die Katastrophe der Austreibung zu verhindern. Auch die vorgesehene Kontaktnahme zu Männern des damaligen Regimes gehörte dazu. Daß deren Verantwortungslosigkeit alle Versuche scheitern ließ, vermehrt zwar deren Schuld, verringert jedoch in keiner Weise die ehrenvollen Motive der Tat jener, die für Heimat und Freiheit ihr Leben wagten.

Ernst Paul



Otto Pichl †



Ernst Hoffmann †

Ein Rettungsversuch für die unfreie Heimat

Der Absprung ging glatt vonstatten. Ich hatte Angst, und die Versuchung, die Frage des Piloten, ob ich auch wirklich abspringen wollte, mit Nein zu beantworten, war groß. Und heute, zwanzig Jahre später, muß ich gestehen, es war mir damals bang ums Herz. Der Gedanke, es nicht zu tun, das Unternehmen wieder aufzugeben, nahm verführerische Gewalt an. Lange Zeit zum Überlegen gab es freilich nicht. Das Signal zeigt Rot an. „Go!“ – und ehe es mir recht bewußt wurde, schwebte ich unter dem sich entfaltenden Fallschirm, pendelnd zwischen Himmel und Erde. Unter mir heimatlicher Boden. Dort drohte zugleich auch das Ungewisse. Werde ich in der Elbe, deren glänzender Schimmer sich von der dunklen Landschaft abhob, ertrinken oder auf einem Stein mit zertrümmerten Gliedern liegen oder auf einem Baum zerfetzt hängenbleiben? Das Schicksal zeigte sich gnädig. Ein Misthaufen, etwa fünfzig Meter vom felsigen Waldrand gelegen, ermöglichte sogar eine weiche Landung; genau auf seiner Mitte fand ich mich wieder, etwas betäubt vom Flug, verwirrt von den Eindrücken der letzten Stunden.

Das war am 4. Mai 1944 um halb drei Uhr morgens. Die Nacht begann dem Morgengrauen zu weichen; die so friedlich aussehende Landschaft nahm zusehends Konturen an, man konnte sie überblicken. Die Entfernung zwischen Landeort und nächster Ortschaft (Binsdorf) betrug etwa fünfhundert Meter. Sendeapparat und Fallschirm, verräterischer Ballast, vergrub ich in ein ausgeworfenes Loch. Als ich, schmutzig an Händen, schweißtriefend am ganzen Körper, dem Verlangen nach einer Zigarette doch widerstehend, etwas ausruhen wollte, sah ich zu meinem Entsetzen eine Gruppe von zwanzig bis dreißig uniformierten Männern, die in aufgelöster Schützenformation aus dem Ort auf die Anhöhe zustrebten. Lähmende Gewißheit: der Flug war entdeckt. Die Suche nach dem Ankömmling setzte ein. Das Spiel mit Untergang und Tod begann...

Der Weg zur ersten Kontaktstelle, einer Verwandten unseres unvergeßlichen Richard Reitzner, des getreuen Ekkehards der sudetendeut-

schen Sozialdemokratie, führte durch Wald und über die Brücke, die Tetschen und Bodenbach miteinander verbindet. Es blieb gar nichts anderes übrig, als diesen Weg zu verfolgen. Ein Bach bot Gelegenheit zur Reinigung. Mittlerweile war die Nacht dem Tag gewichen. Auf der Brücke standen mit Gewehren bewaffnete Posten in Zivil. Wie sich verhalten, wie die Nervosität und die Unruhe eines heftig klopfenden Herzens verbergen? Lodenmantel und Rucksack verliehen mir ein biederes Aussehen. Wie, dieser Mann, der da ruhig über die Brücke ging, sogar stehenblieb, um das Spiel der Wellen zu beobachten, konnte doch nicht der gesuchte Fallschirmspringer sein! Diese Spekulation auf das Reaktionsvermögen der Beobachterposten glückte. Sie ließen mich, ohne verhängnisvolle Fragen zu stellen oder mich anzuhalten, ruhig passieren.

Nach einer Wanderung durch einsame und verlassene Straßen, deren Namen nicht übereinstimmten mit denen vor der Besetzung, stand ich dann außerhalb Bodenbachs vor der von Richard Reitzner angegebenen Wohnung seiner Verwandten. Das erste Klopfen blieb unbeantwortet. Wiederholtes stärkeres Klopfen lockte eine hochgewachsene weißhaarige Frau heraus. Ihr Gesicht verriet Güte. Frohgemut, von ungeheurem Druck erleichtert und in der Gewißheit, den ersten Kontakt erreicht zu haben, folgte ich ihrer Einladung, doch in das Innere des Hauses zu kommen.

„Ich habe Grüße auszurichten von ...“

Die Frau verstand es nicht.

„Ich habe Grüße auszurichten von ...“, jetzt etwas lautstärker.

Die Frau verstand wiederum nicht.

„Ich habe Grüße auszurichten von ...“

Inzwischen hatte ich die Schwerhörigkeit der Frau bemerkt. Das konnte in London nicht vorausgesehen werden. „Aber die ... sind doch in England“, gab die Frau zurück. Und sie sagte es so laut und so betont, daß daraufhin die Bewohner aus den übrigen Ecken des Hauses zum Vorschein kamen, Kinder und Frauen, deren Väter und Männer im Krieg standen. Da wurde mir klar: Hier darfst du nicht bleiben; du bringst diese Menschen durch ein Verweilen in Gefahr, und für dich droht sie selbst. Die Frauen erzählten, ein Mann, der in der Nacht aus einem Flugzeug abgesprungen sei, werde gesucht. Das ganze Gebiet befinde sich in Alarmzustand. Ich sei

wohl dieser Mann. Unmöglich könne ich bleiben. Es gäbe zu viele, die mich verraten würden. Ich wusch mir noch die Füße, die alte Frau gab Brot, ich den Kindern Schokolade ...

Die nächste Station: Ein Onkel von Richard Reitzner. Er wohnte außerhalb von Bodenbach in der gleichen Richtung, aus der ich vom Landeplatz aus gekommen war. Das hieß: Wieder zurück in und durch die Stadt Bodenbach. Wieder das Herzklopfen! Es ging wider Erwarten alles gut. Die Posten auf der Tetschener Seite der Elbebrücke standen zwar noch Wache – mein friedliches Aussehen täuschte sie, und ich konnte wiederum passieren. Etwa gegen neun Uhr abends fand ich nach einigen Umwegen den Onkel. Er zeigte sich verständnisvoll, lud mich zum Abendessen ein. Ich sagte ihm, woher ich kam. Freilich konnte er mich auch nicht im Hause belassen. Ihn durch längeres Verweilen in seiner Wohnung zu gefährden, widersprach meinen Empfindungen. Es wäre schrecklich gewesen, ihn verhaftet, gefoltert und gequält zu wissen. So blieb nichts übrig, als bald wieder fortzugehen.

Bei P., der vorgesehenen letzten Zufluchtsstätte, ließ man mich gar nicht erst in die Wohnung hinein. Er habe Frau und Tochter; alle seien auf der Suche nach dem Boten aus London. Eine Welle unsagbarer Bitternis und das Gefühl grenzenloser Ohnmacht kamen in mir hoch. Der Wald bot sich als Schlafstatt an. Morgens um sechs Uhr kaufte ich mir eine Fahrkarte von Bodenbach nach Aussig – ein verhängnisvoller Entschluß; er kostete meinen Bruder später das Leben.

Aussig, größte Industriestadt des Sudetenlandes, Stadt einstmals pulsierender Arbeiterbewegung, Perle sudetendeutscher Sozialdemokratie. – Der frühere Bürgermeister Leopold Pözl gehörte zu den Motoren dieser Bewegung und war Mitglied des Parteivorstandes. Die Eingliederung der Sudetengebiete in das Dritte Reich beendete eine glänzende politische Laufbahn. Sein Name, sein Ruf in dieser Industriestadt nötigten selbst seinen Gegnern Respekt ab. Sie ließen ihn zunächst ungeschoren. Gelänge es, Pözl ungefährdet aufzusuchen, wäre viel gewonnen. Das konnte nur auf Umwegen geschehen. Frau N. N., die ich nach längerer Suche fand, wußte von meiner Ankunft; ihr Bruder hatte sie angekündigt. Einige wenige mit ihr gesprochene Worte zeigten die Hoffnungslosigkeit des Unterfangens, über sie

einen provisorischen Unterschlupf zu finden. Den Rat, sogleich wegzugehen, um sie und ihre Familie nicht zu gefährden, befolgte ich auf der Stelle. Die Angst sprach ihr aus den Augen, sie zitterte am ganzen Körper und sah in mir den Botschafter des Todes.

Was nun? — In Nestomitz, der Schwesterstadt Aussigs, wohnte mein Bruder. Viele Jahre hatte ich ihn nicht gesehen. Seine Adresse galt es zu erfahren. Es gab in der überfüllten Straßenbahn einige Menschen, die seinen Namen und seine Anschrift kannten. Mein Bruder war in den zwanziger Jahren aktiv in der Arbeiterbewegung tätig gewesen, politisch wie auch gewerkschaftlich. Ist er der gleiche geblieben, und wie wird er mich empfangen? Ich war am Ende der Kräfte angelangt. Zur Pistole oder zur Giftpille zu greifen, fehlte vielleicht der Mut. Aber es lag nicht allein daran. Ich hätte es als endgültiges Scheitern der mir anvertrauten Aufgabe empfunden, und diese gebot, alle Chancen wahrzunehmen.

Der Bruder wohnte in einem Mehrfamilienhaus. Seine Wohnung lag im dritten Stock. Ein Mädchen zeigte mir die Tür. Über dieses Mädchen flog acht Monate später die Aktion auf. Nicht wissend, was sie tat, gab sie der forschenden Gestapo Auskunft auf die Frage, ob in jenen Tagen nicht ein fremder Mann im dritten Stockwerk gewesen wäre. Vielleicht wurde sie auch dazu gezwungen. Ich weiß es nicht.

Die Frau des Bruders öffnete die Tür und ließ mich ein. Viel gab es da nicht zu erklären. Sie sah meine körperliche Verfassung, bereitete einen Tee, steckte mich ins Bett. Der Bruder war nicht zu Hause, befand sich als Beschäftigter in einem kriegswichtigen Betrieb zur Erholung außerhalb von Nestomitz. Sein einziger Sohn stand irgendwo an der russischen Front.

Es war eine schreckliche Nacht. Krämpfe durchschüttelten den Körper. Dann überfiel mich tiefer Schlaf. Am nächsten Morgen fuhr ich wieder nach Bodenbach zu von der Schwägerin angegebenen Adressen von ehemaligen Betriebsräten. Sie waren sofort im Bilde. Sie konnten freilich nichts tun. Sie wußten auch keinen Weg, mich für längere Zeit zu verbergen. Doch sie versprachen, eine Zusammenkunft mit Leopold Pözl zu versuchen. Keiner von ihnen konnte und durfte dabei sein. Das bedeutete Rückkehr nach Aussig, wieder Übernachtung bei der Schwägerin.

Leopold Pözl, inzwischen von treuen Gesinnungsfreunden verständigt, erschien zur vereinbarten Zeit am verabredeten Ort. Er wußte, wer ich war; er riskierte allein durch diese Begegnung Freiheit und Leben. Ich sagte ihm, weshalb einige von unseren Leuten in das Sudetengebiet zurückgekehrt seien, daß wir, die emigrierte sudetendeutsche Sozialdemokratie, in großer Sorge um das Schicksal unserer Volksgruppe seien, daß wir genaue Kenntnis von den Austreibungsplänen der Benesch-Regierung hätten und daß es gelte, ihnen im richtigen Zeitpunkt zuzukommen.

Leopold Pözl wollte zunächst die Darstellung der Situation, wie wir sie aus unserer Sicht sahen, nicht glauben. In den Austreibungsplänen sah er ein Mittel der Goebbels-Propaganda, die damit versuche, den Widerstand der Gegner des Dritten Reiches zu schwächen. Er könne nicht annehmen, auch Benesch, der Schüler Masaryks, würde Hitlers Wegspuren folgen und nach dem Kriege eine Politik einschlagen, die ihn in dessen — Hitlers — Nähe bringe. Wozu wäre überhaupt der Krieg geführt worden, wenn nicht darum, um wieder ein friedliches Zusammenleben der Völker zu erreichen.

Pözl ließ sich im Laufe des Gesprächs von der Richtigkeit unserer Befürchtungen überzeugen. Der Name eines Wenzel Jaksch war ihm Bürgschaft dafür, und der Hinweis, Jaksch' Sendungen im Londoner Rundfunk in den ersten Kriegsjahren seien deshalb eingestellt worden, weil Benesch dies verlangt hatte und einem zukünftigen Widerpart die Wirkungsmöglichkeit nehmen wollte, zerstreuten seine Zweifel. Wir befanden uns auf der Linie des gegenseitigen Einverständnisses.

Wie nun politisch handeln? Wie nun die Zeit bis zum unvermeidlichen Ende überbrücken, um gewappnet zu sein für das Kommende? Können man mit Hans Krebs rechnen? Dieser Mann habe ja großen Einfluß. Es wäre viel gewonnen, könnte er mich als Fremdarbeiter in den Schichtwerken unterbringen, um vor einer Entdeckung durch die Gestapo gesichert zu sein. Leopold Pözl überlegte lange. Er sprach es leise aus: „Das ist ausgeschlossen. Hans Krebs ist gefährlich. Er ist ein Schwein.“ Er sei besessen wie in den Jahren bis 1938. Das genügte. Ein Grundpfeiler unserer Überlegungen, einen ehemals prominenten Nationalsozialisten für unsere Sache zu gewinnen, fiel zu-

sammen. Diese Hoffnung mußte nach diesem Gespräch aufgegeben werden.

Wir verabschiedeten uns mit einem kräftigen Händedruck. Wir sollten uns nie wiedersehen.

Nun wieder zurück zur Schwägerin. Sie gewährte mir wieder Heimstatt, wissend um die Gefahr, in die sie sich begab. Am nächsten Morgen fuhren wir zum Bahnhof Aussig. In der spärlich besetzten Straßenbahn saß ein reichdekorierter Würdenträger. Das Herz klopfte stärker. Wird er uns ansprechen? Was sollten seine auf uns gerichteten Blicke bedeuten? Ein unvorsichtiges Wort, ein bei ihm durch Furcht und Ängstlichkeit erzeugter Verdacht könnte das Unheil auslösen, Tod und Verderben bringen. Es geschah nichts. Der Mann stieg eine Station früher aus. Unbehelligt erreichten wir den Bahnhof; die Schwägerin kaufte eine Fahrkarte nach Graslitz. Die Kontrolle blieb aus, und das war ein Glücksfall. Im Zuge befanden sich Soldaten, sehr viele Trauer tragende Frauen und Kinder; aber nur wenige Männer in Zivil, wahrscheinlich Privilegierte, Unabkömmliche, wichtig für das Funktionieren der Heimatfront. Nur nicht Aufsehen erregen, Mißtrauen auf sich lenken, nur sprechen, wenn man selbst angesprochen wird, so tun, als ob man ein entlassener Soldat wäre oder gar ein Privilegiertes. Irgendwie gelang auch dies.

Am Abend kam ich in Graslitz an, freilich noch zu früh, um jetzt schon Maria GÜNZL, die einstige Frauensekretärin unserer sozialdemokratischen Partei, aufzusuchen. Etwa gegen ein Uhr morgens klopfte ich an der Tür, und Maria Günzl fragte nicht lange. Das Wort: „Ich komme im Auftrag von Wenzel Jaksch“ wirkte Wunder. „Kommen Sie schnell herein; Sie dürfen nicht gesehen werden. Gegenüber wohnt der Ortsgruppenleiter der NSDAP.“

Welche Empfindungen mochte diese Frau bei der unerwarteten Ankunft eines Mannes, den sie nicht kannte, von dem sie aber wußte, daß er von der Gestapo gesucht wurde, haben? Sie hatte ein schweres Schicksal hinter sich, und die Spuren vergangener Leiden prägten ihr Antlitz. Gleich nach der Abtretung des Sudetenlandes an das Dritte Reich im Herbst 1938 war sie verhaftet und in das Konzentrationslager Ravensbrück gebracht worden. Sie sprach kein Wort über ihre Erlebnisse — auch bei der zweiten Begegnung nicht. Erst im Frühjahr 1942 erfolgte die Entlassung mit der ausdrücklichen Ver-



Maria Günzl

pflichtung, keinerlei Bindungen zu früheren politischen Freunden zu unterhalten. Dazu gehörte auch die Verpflichtung, die für alle Deutschen galt, feindliche Sender nicht abzuhören. Darauf stand Todesstrafe. Maria Günzl hielt sich nicht daran; sie hatte die Sendungen von Wenzel Jaksch im Londoner Rundfunk gehört, und sie konnte es sich nicht erklären, weshalb diese Sendungen ab Mai 1942 nicht mehr zu hören waren. Die Stimme aus London brachte vielen Mut und Hoffnung. Sie stärkte den Zusammenhalt unserer Menschen. Maria Günzl suchte nach Antwort, und ich konnte sie ihr geben.

„Bleiben Sie hier, aber nicht lange, Sie müssen fort; Sie werden von der Gestapo gesucht. Ihre Ankunft ist bemerkt worden, und ich selbst stehe unter Beobachtung.“ Bis in die frühen Morgenstunden hinein dauerte das Gespräch; es gab unendlich viel zu berichten, und unsere Sorgen wandten sich einer ungewissen Zukunft zu. Maria Günzl war erstaunlich gut unterrichtet; sie sah das Kriegsende kommen, und ohne Zögern erklärte sie sich bereit, mitzutun, unsere Leute auf dem laufenden zu halten und Kontakte mit Persönlichkeiten aufzunehmen, von denen man annehmen könnte, sie würden von großem Nutzen sein. Sie wußte von der Gefährlichkeit des Unternehmens, von seinem tödlichen Risiko.

Noch vor Tagesanbruch verließ ich das Haus, erreichte auf Umwegen wieder den Bahnhof von Graslitz und fuhr mit dem ersten Frühzug nach einem Ort bei Teplitz-Schönau, wo die Verlobte eines nach Schweden emigrierten jungen Sozialdemokraten wohnte. Das Mädchen zeigte sich von der Ankunft eines Londoner Sendboten gar nicht überrascht. Ihr Verlobter hatte die bevorstehende Ankunft avisiert, aber auch sie wußte keine Möglichkeit, den unheimlichen Gast aus London irgendwie unterzubringen, war sie doch selbst in den Augen der Gestapo schon durch die Tatsache, daß sie Briefwechsel mit Schweden führte, verdächtig. Dennoch fand sie Gelegenheit, ihrem Verlobten Kenntnis von diesem Treffen zu geben; so erfuhren die Londoner Freunde verhältnismäßig früh von der gelungenen Landung. Die Begegnung währte etwa eine halbe Stunde. Einige Stunden verbrachte ich in einer nahegelegenen Kirche, um nicht als ein ziellos hin und her wandernder Zivilist in den Straßen dieses Ortes aufzufallen. In den Abendstunden fuhr ich zurück nach

Graslitz, hungrig, erschöpft, fast am Ende der Kräfte. Hatten sich alle bösen Geister gegen das Gelingen unseres guten, von der Sorge um unsere Heimat und deren Menschen diktierten Vorhabens verschworen? War der Zeitpunkt unseres Einsatzes zu früh bestimmt worden? Hatten wir unsere Möglichkeiten überschätzt und die Bereitschaft der Menschen, um höherer Ziele willen das Äußerste zu wagen? Hatte der Gestapo-Terror den einstmals freiheitlichen Geist unserer großen Bewegung ganz zerbrechen können und mit ihr deren Träger?

Wieder in nächtlicher Stunde das Klopfen an der Tür von Maria Günzl, wieder wurde sie aufgetan, wieder ließ sie mich hinein ohne Vorwurf in ihren Blicken. Sie war nicht allein. Eine Frau in mittleren Jahren befand sich bei ihr. Welch schrecklichen Fehler hatte ich begangen; jähes Entsetzen befahl mich. Doch nur für einen Augenblick. Eine warme, herzliche Stimme sagte: „Haben Sie keine Angst, wir, Maria und ich, sind gute Freunde, und wir sind auch Ihre Freunde. Was wir tun können, wollen wir für Sie tun. Sie müssen versuchen, nach Wien zu kommen. Hier dürfen und können Sie nicht bleiben. Sie gefährden alle. Sie können, falls Sie Wien erreichen, für einige Tage bei mir wohnen; dann werden wir weitersehen.“

Die Frau, die so sprach, mir neuen Lebensmut einflößte, ihre dunklen, von Schwermut überschatteten Augen auf mich richtete, war Erna HABERZETTL. Ich kannte sie nur aus der Lektüre des von Ernst Paul liebevoll redigierten Arbeiter-Jahrbuches und als Mitarbeiterin unserer sozialdemokratischen Parteizeitungen. Ihre Gedichte spiegelten die Sehnsucht wider nach einer Welt gerechter Ordnung, in der das Böse dem Guten unterliegt. Das Verlangen nach menschlicher Harmonie, nach Gerechtigkeit für alle, die Bekämpfung des Bösen, wie sie es sah, bestimmte ihr Tun, prägte ihre Persönlichkeit. Sie litt unter den Folgewirkungen des Dritten Reiches, unter seinen Unmenschlichkeiten. Zu ihrem Freundeskreis gehörten Juden und „Mischlinge“. Für sie organisierte sie Lebensmittelkarten und sonstige Hilfe, mit Maria Günzl stand sie in ständigem Briefwechsel. Sie gehörte zu den seltenen Menschen, denen die Übereinstimmung von Wort und Tat Gesetz ist. Kompromisse mit dem Unrecht kannte sie nicht, waren ihr verwerflich.



Erna Haberzettl †

Wie mit solcher sittlich gefestigten Überzeugung im Dritten Reich bestehen können? Sie hatte ihren Beruf gewechselt, und da sie nicht emigrieren wollte, arbeitete sie als Helferin und Sekretärin im Wiener Luftwaffenlazarett. Menschliches Leid und Elend begegneten ihr in den mannigfaltigsten Formen, edle Gesinnung und erbärmliche Niedertracht bekam sie gleichermaßen zu spüren. Ihr fast naiver Glaube an die schließliche Überwindung des Bösen blieb bei alledem unerschüttert. Oft zitierte sie das Goethe-Wort: „Und steh beschämt, wenn du erkennen mußt, ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges stets bewußt.“

Wie nach Wien gelangen? Die Durchfahrt durch das Protektorat verbot sich von selbst. Es gab zu strenge Kontrollen. Länger im Hause von Maria Günzl zu verweilen, wäre unklug gewesen. Doch Maria Günzl wußte einen Ausweg. Nicht weit von Graslitz wohnte ein entfernter Verwandter. Der Abschied von den beiden Frauen fiel schwer. Die Verwandten nahmen mich ohne viel Worte zu verlieren auf, steckten mich in das obere Zimmer, damit ich nicht von einem SS-Mann gesehen werde, der gerade aus Polen gekommen war. Wie verabredet, erschien auch Maria Günzl einige Stunden später, nach außen hin unbefangen, frei von Furcht und sorgsam darauf bedacht, mich vor Blicken Neugieriger zu bewahren. Sie erzählte von dem SS-Mann. Er hatte Polizeiaufgaben in Polen. Er muß kein schlechter Mensch gewesen sein; er wollte immer weg von der SS, wollte in die Armee, um nicht mehr Zeuge zu sein von grauenhaftem Geschehen.

Die Nichte von Maria Günzl besorgte die Fahrkarte nach Eger, der Stadt der Staufen-Kaiser. Die Stadt war damals noch unbeschädigt. Auf dem Bahnhof wimmelte es von Soldaten, von Verwundeten und Zivilisten, doch die Uniform überwog. Eine verhältnismäßig große Anzahl von Hitler-Jungen, Knaben noch, fiel auf. Wie viele von diesen mögen als Flakhelfer in der letzten und blutigsten Phase des Krieges eingesetzt worden sein und ihr junges Leben dabei verloren haben?

Der Schalterbeamte reichte mir die für Wien bestimmte Fahrkarte ohne aufzublicken. Für ihn eine Routinesache, für mich ein ungeheu-

res, erregendes und herzbeklemmendes Abenteuer. Immer mußte man mit Kontrollen rechnen. Hätte der in London ausgestellte Personalausweis, auf falschen Namen lautend, mit richtigen deutschen Ortsnamen bezeichnet, im Falle einer Kontrolle Verdacht erwecken können? Nur nicht daran denken, nur durchstehen! Die Stunden bis zur Abfahrt des Zuges nach Wien wurden zur Ewigkeit. Die nach außen gezeigte Unbefangenheit des Auftretens, harmlose Gespräche mit den übrigen Wartenden ließen einen Verdacht nicht aufkommen – ich blieb ungeschoren. Vielleicht trug auch der Lodenmantel dazu bei, der mir das Aussehen eines biedereren Mannes verlieh? Man hörte nicht ein einziges fröhliches Lachen, die Gesichter blieben verschlossen, fast unnahbar. Die Last des vierten Kriegsjahres lag auch schon über dem Wartesaal von Eger. Wandten sich die Gedanken dieser Menschen schon damals einer dunklen und ungewissen Zukunft zu, spürten sie, daß der Boden wankte, auf dem sie standen? Unbehindert verließ ich den Kontrollgang, unbehindert bestieg ich den Zug. Das geschah Wochen vor dem 20. Juli 1944, dem Tag des mißglückten Attentats auf Hitler, der die totale Mobilisierung und totale Kontrolle brachte. Nach diesem Tag wäre eine Reise nach Wien, ohne gefaßt zu werden, unmöglich gewesen. Das Schicksal hatte es wieder einmal gnädig gemeint.

Der Aufenthalt in Wien dauerte länger, als jeder von uns ahnen konnte. Erna Haberzettl wohnte bei einer pensionierten Eisenbahnerfamilie im Wiener Bezirk Hernals in Untermiete. Ihr Vermieter, bis zur Auflösung der österreichischen Sozialdemokratie ein recht aktives Mitglied in Partei und Gewerkschaft, schenkte ihr Glauben, als sie ihm sagte, es bedürfe keiner polizeilichen Anmeldung, der Besucher werde nur einige Tage bleiben. Um das Essen brauchten sie sich nicht zu sorgen, der Besucher habe genügend Lebensmittelkarten. Die Gute nahm zur Notlüge Zuflucht. Es stimmte nicht; woher sollte ich Lebensmittelkarten haben? Erna Haberzettl besorgte sie irgendwie. Auch von Graslitz trafen gelegentlich die heißbegehrten Scheine ein. Für die Familie Schallauer war ich ein Ingenieur der Hermann-Göring-Werke in Linz, den mächtige Herren deckten und der für Sonderaufgaben vorgesehen sei. Auch das war natürlich nicht wahr, aber in der Illegalität gelten eben andere Gesetze.

Der 20. Juli 1944 lieferte die äußere Rechtfertigung für das Gebäude einer auf Sicherheit bedachten Tarnung. Es gab also doch noch Männer, getrieben von Gewissensnot und der bohrenden Sorge um die Zukunft des Vaterlandes, die das Letzte wagten, auch ihr Leben.

In Wien wie auch in Paris hatte an diesem Tag der deutsche Widerstand für einige Stunden die Oberhand. Die SS und die Gestapo waren durch das Eingreifen der Militärs lahmgelegt. Sie getrauten sich nicht, von sich aus etwas zu unternehmen. Doch Hitler lebte noch. Um halb sieben Uhr abends hörten Millionen seine brüchige Stimme; sie bezeugte das Mißlingen des letzten heroischen Versuchs tapferer Männer und Frauen, weiteres Verderben von unserem Volk abzuhalten und es wieder einzuordnen in die europäische Völkerfamilie.

Die Verzweiflung erreichte bodenlose Tiefen.

An diesem Abend kam Erna Haberzettl völlig aufgelöst von ihrer Arbeit zurück. Sie weinte, und in einem solchen Zustand hatte ich sie noch nicht gesehen. Ihre Selbstbeherrschung war dahin. Ahnte sie vielleicht an jenem Abend schon ihr Ende?

Das Leben ging weiter. Am nächsten Morgen, am 21. Juli 1944, drückte sie als letzten Dienst unbeobachtet die Augen von dreiundzwanzig erschossenen Soldaten und Offizieren zu. Auch sie gehörten zu den ungenannten, unbekanntenen Märtyrern des deutschen Widerstandes. Einige starben, weil sie ihr Bedauern über den Fehlschlag des Attentats nicht zurückhalten konnten, andere, weil sie in direkter Verbindung mit den Männern des 20. Juli standen.

Zur gleichen Zeit setzte eine umfassende Verhaftungsaktion ein. Allein ein Dutzend Männer und Frauen aus der unmittelbaren Umgebung des Verstecks fielen ihr zum Opfer.

Sie endeten unter dem Fallbeil. Sie hatten irgendwo in einem Keller eine primitive Druckerei eingerichtet, Flugblätter hergestellt und verteilt. Erbarmungslos schlug die Gestapo zu.

Die hochgespannten, an die geglückte Invasion der westlichen Alliierten in der Normandie geknüpften Erwartungen gingen nicht in Erfüllung. Das mißglückte Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 brachte die Terrormaschine des Dritten Reiches auf Hochtouren. In Wien erfolgten Massenverhaftungen, den früheren, in der Bevölkerung hochangesehenen Bürgermeister Seitz holte die Gestapo des

Nachts aus dem Bett. Unsere Leute im Sudetengebiet bangten um ihr Leben. Maria Günzl ließ mitteilen, besonders vorsichtig zu sein und Kontakte zunächst zu unterbrechen. Wie viele Verhaftungen im Sudetenland erfolgten, wird wohl nicht mehr festzustellen sein. Leopold Pölzl gehörte zu den Verhafteten. Er erlebte nicht mehr das Ende des Krieges. Er starb an den Folgen der Haft.

Ein wahres Wunder, daß zu jener Zeit Maria Günzl noch verschont blieb, obwohl sie als ehemalige Insassin des KZ Ravensbrück unter ständiger Beobachtung von Spitzeln stand. Dennoch fand sie Gelegenheit, verschiedene Persönlichkeiten von unseren Absichten zu unterrichten, doch die erhoffte Unterstützung und Mithilfe blieben aus. Emil Franzel, einst ein glänzender Kopf der sudetendeutschen Sozialdemokratie, bewundert von seinen Schülern als Lehrer und brillanter Geist, rührte sich nicht. Dr. Lodgmann von Auen, Landeshauptmann des Sudetenlandes, in den stürmischen Monaten nach der Auflösung der Doppelmonarchie mit Josef Seliger Bannerträger für das Selbstbestimmungsrecht, ließ wissen, er könne mit einem Mann wie Wenzel Jaksch nicht zusammenarbeiten. In diesen ablehnenden und politisch nicht zu rechtfertigenden Bescheid klangen Ressentiments vergangener Jahre auf. Auch sprach daraus eine verhängnisvolle Fehleinschätzung der Gefahrensituation für unsere dreieinhalb Millionen Sudetendeutsche. Lodgmann von Auen wollte und konnte nicht glauben, das Kriegsende stehe bevor und werde sich so abspielen, wie es sich später abgespielt hat. Auch er hielt wohl die geplanten Austreibungen für eine Erfindung der Goebbels-Propaganda, dazu bestimmt, den Widerstandswillen der Bevölkerung zum Äußersten anzufachen.

Lodgmann, eine Zentralfigur in unseren Überlegungen, fiel also als Mitwirkender für künftige, auf den unvermeidlichen Zusammenbruch abgestimmte Aktionen aus. Wir waren auf uns selbst angewiesen.

Die Wochen und Monate flossen dahin. Versuche, mit der Wiener Widerstandsbewegung in Verbindung zu kommen, um mit deren Hilfe wieder zu den Westalliierten zu gelangen, scheiterten. Es blieb nichts anderes übrig, als im Versteck auszuharren. Die unermüdliche Erna Haberzettl brachte es immer wieder fertig, Lebensmittel heranzuschaffen; sie weihte auch ihren bei der Luftwaffe dienenden Bru-

der in unser Geheimnis ein, der ihr bei der Suche nach Lebensmitteln half. Im Herbst 1944 verstärkten die Alliierten ihre Bombenangriffe auf Wien. Es gab unangenehme Stunden. Einmal explodierte eine Bombe etwa zweihundert Meter vom Versteck entfernt. Die gewaltige Detonation erschütterte das Haus, Fensterscheiben klirrten. Ich befand mich als einziger junger Mensch in diesem von alten Männern und Frauen bewohnten Haus, denen ein Luftschutzkeller Schutz bot. Ihn aufzusuchen wäre töricht und unverzeihlich gewesen, hätten doch die Leute gleich gefragt: Wer ist dieser Unbekannte, ist er etwa ein Gestapospitzel oder ein Deserteur? Aber auch als möglicher Toter oben im dritten Stock wäre ich im Falle eines Direkttreffers zur Gefahr für die Beschützer geworden. Sie hätten Erklärungen abgeben müssen, wer der Tote sei und wie er in deren Wohnung gelangen konnte.

Es gab öfter solche unerfreulichen Situationen; sie gingen zum Glück ohne die befürchteten Konsequenzen vorüber.

Die erste Phase der Ardennen-Offensive, Hitlers verzweifertes Bemühen, die Invasion des Reichsgebietes durch die Westalliierten abzuwehren, führte zu einem neuen Tiefstand von Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Der Krieg schien kein Ende zu nehmen. Jeden Tag stellte sich die Frage: Wie lange noch? Und es gab keine Antwort darauf. Man mußte aushalten. Langsam sickerte die Erkenntnis von dem Grauenhaften durch, das in den Konzentrationslagern geschah. Schrecken und Terror überschlugen sich. Erna Haberzettl kam als Angestellte eines Militärlazaretts mit vielen Soldaten und Offizieren ins Gespräch, und mancher von ihnen schöpfte zu ihr Vertrauen. Was sie aus eigenen Erlebnissen zu berichten wußten, ließ uns das Blut erstarren. Die Mordmaschinerie des Dritten Reiches feierte schauerliche Triumphe.

In London hatten wir angenommen, erkennbare Zeichen der Auflösung, die sichtbare Zunahme der militärischen Schwäche, begleitet von Niederlagen an allen Fronten werde ein Nachlassen des Terrors und eine Lähmung der Gestapoaktivität bewirken. Die Wirklichkeit bewies freilich das Gegenteil. Der Apparat funktionierte, die Gestapo erfüllte ihre Aufträge, sie kannte keine Ermüdungserscheinungen.

In Grenzsituationen bekommt der Mensch ein verstärktes Gespür für lauernde Gefahren. Im Januar und Februar erhielt Erna Haber-

zettl wieder Warnungen von Maria Günzl. Es lag etwas Unheilvolles, Bedrückendes in der Luft. Wieder waren Menschen verhaftet worden. Jeder Tag, den wir noch in Freiheit – zwar einer sehr begrenzten Freiheit – verbrachten, wurde zum kostbaren Geschenk.

Anfang März erschien in den Mittagsstunden ein unbekannter Soldat und sagte der Frau Schallauer, der erwartete Besuch sei eingetroffen. Dies war unser vereinbartes Stichwort für den Fall einer Entdeckung durch die Gestapo. Der Soldat kam im Auftrag von Erna Haberzettl. Die letzte Botschaft dieser wunderbaren Frau mit tapferem Herzen galt der Rettung ihres Mitverschworenen. Erna Haberzettl beging im Wiener Türkenschanzpark Selbstmord. Sie nahm das tödliche, schnell wirkende Zyankali. Sie fürchtete die Folter. Irgendwo in Wien liegt sie begraben. Niemand kennt ihr Grab, niemand war Zeuge ihrer letzten Stunde. Ihr hohes Menschentum, ihre Tat und ihr Opfergang leuchten in die Zukunft hinein.

Zwei Tage später wurde ich bei einer vorher vereinbarten Begegnung in der Arbeitswerkstatt meines Beschützers verhaftet. In der Zeit zwischen Warnung und Verhaftung fand ich Unterschlupf bei einer befreundeten Familie der Erna Haberzettl. Noch heute klingen mir die gellenden Schreie des Mannes, der beim Verhör im Hotel Metropol in einem Nebenzimmer lag und furchtbar zugerichtet wurde, in den Ohren.

Vier Gestapobeamte fielen bei der Verhaftung über mich her, die sofortige Fesselung nahm mir die Möglichkeit, das für diesen Fall bestimmte Zyankali zu nehmen. Das Verhör begann im Hotel Metropol, dem Sitz der Gestapo, Stätte furchtbarer Folterungen und menschlicher Erniedrigung. Wer dort hinkam, besaß kaum die Chance, mit dem Leben davonzukommen.

Nach den Verhören waren meine Akten der heimatzuständigen Gestapoleitstelle in Reichenberg zur Weiterleitung an den Volksgerichtshof in Leipzig zugeleitet worden . . .

Inzwischen erlebte ich die Qualen der Gefangenschaft . . .

Am unangenehmsten war die Fesselung an Händen und Füßen, sie beschränkte jede körperliche Bewegung auf ein Mindestmaß und wurde nicht einmal während der kärglichen Mahlzeiten aufgehoben.

Die Mehrzahl der Häftlinge bestand aus Tschechen, doch auch viele Deutsche befanden sich darunter, der jüngste war ein vierzehnjähriger Junge, der älteste war etwa fünfundachtzig Jahre alt. Schnell hatte sich unter den Häftlingen meine Geschichte herumgesprochen. In Leitmeritz, der Zwischenstation auf dem Wege von Wien nach Reichenberg, kam in einem unbewachten Augenblick ein Tscheche zu mir, drückte meine Hand, äußerte seine Freude, daß ich als Jaksch-Mann aus England zurückgekommen sei und meinte, wir müssen jetzt alle zusammenhalten, gemeinsam wollen wir für alle in der Tschechoslowakei an einer besseren Zukunft mitwirken. Dieser Mann zählte gewiß nicht zu den Benesch-Anhängern und gewiß nicht zu den Austreibungsaposteln, wie auch nicht jene Troppauer, die in mir den früheren Redakteur der sozialdemokratischen „Volkspresse“ erkannten und mir anboten, bei ihnen zu wohnen, sollte ich mit dem Leben davontkommen.

In der Nacht zum 2. Mai 1945 herrschte große Aufregung. Die Gefängniswärter waren unruhig, unsicher, manche zu den Gefangenen auch freundlich. Es hieß, Hitler sei kämpfend vor den Mauern der Reichskanzlei gefallen, Dönitz sei sein Nachfolger, Verhandlungen über einen Waffenstillstand seien im Gange. Unfaßbar erschienen diese Nachrichten: Was tage-, wochen- und monatelang im Zentrum aller Hoffnungen kreiste, der Untergang Hitlers, das Ende des Dritten Reiches, das Ende des Massenmordes, der Beginn einer neuen Zeit, klang auf einmal unglaubwürdig, ließ sich nicht fassen und einordnen. Konnte es wahr sein? Der Weg über den Marktplatz zu dem mit Flüchtlingen übervollen Bahnhof in Reichenberg zerstreuten alle Zweifel. In den Fenstern der Geschäftsläden hingen schwarz umrandete Hitlerbilder. Die Flaggen – sehr viele Flaggen – standen auf halbmast, und so groß war die vom Dritten Reich ausgehende Furcht, daß es kaum einer wagte, die äußeren Zeichen der Trauer zu verweigern.

Der Befehl lautete auf Überführung in das Gefängnis von Leitmeritz. Jeder Fluchtversuch, bedeutet mir der mich begleitende Gestapomann, würde die sofortige Erschießung zur Folge haben. Und zur Bekräftigung zeigte er mir den entscherten Revolver. Der Gedanke, ein Gefesselter kann ja gar nicht fliehen, kam ihm nicht. In Leitmeritz wieder die übliche gründliche Untersuchung, das Abtasten

nach verborgenen Gegenständen, das Entfernen der Schnürsenkel aus den Schuhen und die Abnahme der Hosenträger. Die Zelle in Ordnung halten, sonst setzt es Strafe, sagte der neue Gefängniswärter, und das am 3. Mai 1945 – zu einer Zeit, in der das Dritte Reich zusammenbrach.

Qualvolle Tage vergingen. In der Nacht zum 8. Mai kam keiner der vielen Insassen zum Schlafen. Wir hörten Schüsse – die schlimmsten unter den Peinigern verübten Selbstmord. Zum Skelett abgemagerte, auf die Hinrichtung wartende Todeskandidaten blieben in ihren Einzelzellen weiter gefesselt, blieben weiter Todesqualen ausgesetzt.

Am Morgen des 8. Mai 1945 erschien ein Gefängniswärter in der Zelle, forderte mich auf, „die Sachen“ zusammenzupacken und ihm zu folgen. Wohin? Ist es die letzte Stunde? Winken Freiheit oder Tod? Der Mann brachte mich in einen Raum. Dort waren Maria Günzl, deren Schwester Klara und meine Schwägerin – bleich, verhärrt, abgemagert, schwer zu erkennen. „In Anbetracht des heran nahenden Feindes sollt ihr erschossen werden. Dies ist der Befehl des SD.“ Gewiß keine angenehme Eröffnung an einem schönen Maienmorgen. Sie brachten uns zum Hauptquartier des SD. Es gelang, die Männer zu überzeugen, sie würden an uns gemeinen Mord begehen, wenn sie den Befehl durchführten. Das Ende Hitlers und des Dritten Reiches enthebe sie aller Pflichten. Sie zeigten sich den Argumenten zugänglich. Sie ließen die Frauen als erste frei, später mich. Die erste Frage, die ich an die Schwägerin auf dem Gang zum SD richtete, war die nach dem Schicksal meines Bruders. Die Antwort: „Er lebt nicht mehr, er wurde beim Verhör von SS-Stiefeln zertreten, weil er über den Aufenthalt seines gesuchten Bruders keine Auskunft geben konnte!“ Er, der sich damals ja gar nicht zu Hause befand, er, den ich das letztmal beim Begräbnis meines Vaters im Jahre 1932 gesehen hatte, er, der Unbeteiligte und Unschuldige, mußte so schrecklich enden ...

Der Vorstoß der sowjetrussischen Armee galt Prag. Im Westen – bei Karlsbad und Elbogen – standen die zu Untätigkeit verurteilten Amerikaner. Sich zu ihnen durch ein unsicheres, schon von Partisanen heimgesuchtes Gebiet durchzuschlagen, geboten Klugheit und

Selbsterhaltungstrieb. Irgendwie ging es. Am 11. Mai stand ich auf der Egerbrücke in Elbogen, auf der einen Seite, hinter meinem Rücken die Reste der Schörner-Armeegruppe, vor mir die Amerikaner. Nicht einfach, einem amerikanischen Soldaten aus Texas zu erklären, daß ich nach London wolle, daß ich kein flüchtiger SS-Mann wäre, und als überzeugter Hitler-Gegner in Gefängnissen gesessen hätte. „Wo sind Ihre Papiere? Warum hat man Sie nicht erschossen?“ war die erstaunte Reaktion des Sergeanten. Das einzige Papier, das ich besaß, war eine Bestätigung des Gefängnisdirektors von Leitmeritz, aus der hervorging, ich sei von Wien über Leitmeritz nach Reichenberg und zurück nach Leitmeritz eingeliefert worden. Der Sergeant führte mich zum Kommandanten, dieser verstand Deutsch, aber da er mich doch nicht für ganz stubenrein hielt, hielt er es für ratsam, als Aufenthaltsort eine Zelle in dem vorher geleerten Gefängnis von Elbogen zuzuweisen. Die Verständigung mit dem Gefängniswärter war um so leichter, als er sich als ehemaliges Mitglied unserer sozialdemokratischen Partei erwies. Wir führten das Gespräch bis zum Morgengrauen. Um neun Uhr – es gab das erste gute Frühstück seit vielen Monaten – holte mich der amerikanische Soldat zum Kommandanten ab, der einen Dolmetscher brauchte. Zu meinem allergrößten Erstaunen erschien am gleichen Vormittag unter Führung des Gefängniswärters in der Kommandantur eine Abordnung mit der Bitte, den Kommandanten persönlich sprechen zu dürfen. „Was wollen die Leute?“ fragte der recht verständnisvolle, von keinen Siegerallüren geleitete Mann. Sie hätten gehört, sagte der Sprecher der Abordnung, ein Vertreter von Wenzel Jaksch sei im Orte, und sie möchten ihm sagen, eine Ortsgruppe der sudetendeutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei sei schon neugegründet worden, und er, der Vertreter von Jaksch, möchte doch die baldige Ankunft von Jaksch erwirken. Viele Menschen erwarteten ihn, er sei in dieser Zeit der einzige Mann, auf den sie hoffen und dem sie vertrauen.

Der alte kampferprobte Geist unserer Menschen lebt noch, die Jahre des Schreckens hatten ihn nicht zerbrochen. Innerlich bewegt, übersetzte ich das Verlangen. Seine Erfüllung ging über die Befugnisse des Kommandanten hinaus. Immer wieder höre er diesen Namen, sagte der Kommandant. Was muß das für ein Mann sein? Aber er könne gar nichts tun, das wäre eine politische Angelegenheit, von

der er nichts verstehe. Das müßte schon in London oder Washington entschieden werden. Die Enttäuschung über die Auskunft war auf den Gesichtern dieser prächtigen Menschen abzulesen.

Am Abend fuhren mich zwei USA-Soldaten nach Hof, dem Sammelort der auf ihren Heimtransport wartenden befreiten alliierten Kriegsgefangenen. Die Fahrt ging durch völlig zerstörte Dörfer und über das fast menschenleere Eger. Strenge Bestimmungen hielten die Menschen in ihren Wohnungen fest, wer unbedingt heraus mußte, etwa zum Einkauf der Lebensmittel, bedurfte besonderer Erlaubnis. Es war auch nicht ratsam für die Bevölkerung, auf die Straße zu gehen. Manche Soldaten fanden einen Spaß daran, den erschreckten Menschen die Uhren abzunehmen, eine gewiß einfache Form der Belästigung von Siegern über Besiegte.

Auf einem provisorischen Flugplatz bei Hof warteten die Flugzeuge vollbeladen mit alliierten Kriegsgefangenen und ehemaligen Zwangsarbeitern. Auch auf Kurs nach England nehmende Flugzeuge waren dabei. Die ersehnte Aufforderung, ein solches Flugzeug nun zu besteigen, erfolgte nicht. Am nächsten Morgen wurde ich wieder, aber diesmal von anderen USA-Soldaten abgeholt und nach einem Ort geführt, der sich als früheres Konzentrationslager erwies. Es diente nun als provisorischer Aufenthalt für Polen und Ukrainer. Sie warteten auf ihren Heimtransport. Die Polen hielten mich für einen geflüchteten SS-Mann, für einen Kriegsverbrecher; kein Schritt konnte unbeobachtet getan werden, dafür sorgten zwei ständige polnische „Begleiter“.

Eine blutige Rauferei zwischen Polen und Ukrainern brachte die Wende. Die Amerikaner mußten eingreifen und zogen einen Korдон zwischen die Streitenden. Das gab Gelegenheit für ein Gespräch mit einem USA-Offizier. Er glaubte mir, wobei auch der Umstand zustatten kam, daß er Mitteleuropa und seine Nationalitätenverhältnisse gut kannte. Auch die Geschichte von München. Er veranlaßte die Überführung nach Regensburg. Welch ein erfreulicher Wechsel. Als Wohnort diente das Haus des geflüchteten Kreisleiters, wenn auch etwas mitgenommen durch die sorglose Art, mit der die Soldaten mit der Wohnungseinrichtung umgingen, aber was machte dies schon aus, eine gute Küche schuf den Ausgleich.

Nach einer Woche erschien ein britischer Offizier.

„Are you Albert?“ „Yes, my name is Albert Exler.“ „Everything is okay“. Diese Himmelsbotschaft bedeutete das Ende einer langen Wanderung . . .

Wieder eine lange Fahrt, quer durch das aus allen Wunden blutende Deutschland. Auf der Fahrt von Regensburg bis nach Hamburg – sie führte über das durch Bombenangriffe in seinem Nerv getroffene Hannover und die Lüneburger Heide – zählte ich dreiundzwanzig Pferde, die ihren Pflug zogen. Von Hamburg nach Brüssel, von Brüssel nach London. Noch am Tage der Ankunft, dem 23. Mai 1945, rief ich Wenzel Jaksch an. Ich sagte ihm:

„Unsere Aktion ist gescheitert.“

„Otto Pichl ist tot. Er nahm die tödliche Pille. Er war gleich nach seiner Landung erkannt und umzingelt worden. Auf einem hinterlassenen Papier stand noch: Es lebe die Freiheit, und alle Freunde seien begrüßt.“

„Ernst Hoffmann ist tot. Ihn hat die Gestapo erschossen.“

„Erna Haberzettl ist tot. Sie endete durch Selbstmord.“

„Mein Bruder ist tot. Ihn hat die Gestapo zertreten!“

Langes Schweigen am Apparat. Am Abend war ich bei Wenzel Jaksch im Kreise der treuesten Freunde und erstattete Bericht. Und keiner schämte sich der Tränen.